

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 27

Artikel: Eine Gesellschaftsreise nach Aegypten und Nubien [Fortsetzung]
Autor: Kellersberger, Armin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643525>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Gesellschaftsreise nach Ägypten und Nubien.

Von Armin Kellersberger, Bern.

(Fortsetzung.)

Am 18. März um 1 Uhr Nachmittags wendeten wir uns wieder nordwärts. Nachdem wir schon auf unserer Rückkehr vom 2. Katarakt nach Wadi Halfa mit Sandbänken zu



Wasserträger am 2. Katarakt

bei unserer Abfahrt. Sie erscheinen im Gewand des Fellachen: Turban, langes, weißes oder blaues Hemd (Kamiz, vom italienischen camicia), in kurzer Hose (bandalün) oder in einem Vorderrschurz altägyptischer Form. Ihre rassistigen Gestalten gemahnen an die Statuen des alten Reiches.

kämpfen hatten, verursachten sie auch weiter unten, wo sie das 400—500 Meter breite Nilbett stark einengen, wiederholt mühsame, oft langwierige Manöver. Die mit dem Flottmachen des Schiffes verbundene, große Mehrarbeit scheint unsere Schiffsmannschaft jedoch nicht im Geringsten aufzuregen oder gar zu stören in ihrem orientalischen Gleichmut. Im Takt eintöniger Gesänge und im felsenfesten Vertrauen darauf, daß Allah sie „den rechten Weg führe“ verrichten sie mit unverwundlicher Ruhe alle ihre Arbeit und bringen „el vabur“, den Dampfer, früher oder später, immer wieder ins richtige Fahrwasser.

Nochmals in Abu-Simbel.

Gegen Abend erreichen wir Abu-Simbel, wo wir zum zweiten Mal übernachteten. Dadurch ist uns vergönnt, die früher gewonnenen Eindrücke noch bleibender, unvergesslicher zu gestalten. Nochmals wallfahrten wir, von den Strahlen der Morgen Sonne bis ins Allerheiligste des großen Tempels begleitet, an die Stätte zurück, die uns so ergreifend von den übermenschlichen Werken der alten Ägypter erzählt.

Silbern läßt am Abend unserer Ankunft der Vollmond sein zauberhaftes Leuchten auf das Niltal niederfallen. Der Sand, der hier zwischen bleich schimmernden Felsen hervorquillt, gemahnt an Gletscherschnee im majestätisch stillen Glanz einer Winternacht in unsern Bergen. Es entsteht etwas wie Heimatstimmung.

Bis Göschenen, wo uns am 11. April die heimatischen Berge im weißstrahlenden Festkleid eines sonnigen Wintertages den Willkommenruß entboten, und wo während des Zughaltes einzelnen Reiseteilnehmern von zarter Hand der liebe Schnee zu Gemüte geführt wurde, um sie wieder bestens zu acclimatieren, ist noch ein weiter Weg. Was ist da näherliegend als eine Rutschpartie an den Sandhängen von Abu-Simbel? Vor Erklältung brauchten wir uns nicht zu fürchten — im Notfall wäre vielleicht jene Pelzrobe zu haben gewesen, die sich als Wärmespenderin noch nirgends besser bewährt haben soll als

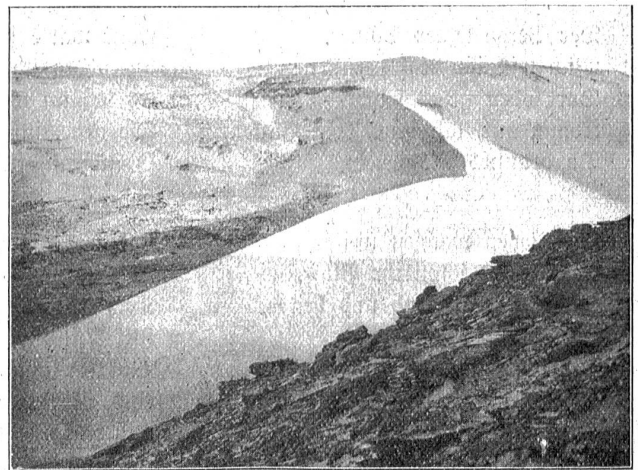
in Afrika — und so vermochte uns nichts abzuhalten von dieser Mondscheinpartie, nicht einmal die — Kugeln der Schwarzen, in denen man bei näherer Betrachtung die Köpfe von in den Sand eingegrabenen Sudanesen erkennt, die Sprüche murrend um Gaben betteln.

Bakschisch — Bettelei.

Wo man auch immer sein mag im Niltal, überall wird man unter irgend einem Vorwand, oder auch wenn absolut nichts geleistet worden ist, um ein Geschenk angegangen. Bakschisch! Bakschisch! tönt es beständig an unser Ohr, mitten in unsere Andacht hinein. Die Bettelei ist so eingefleischt, liegt von Kindsbeinen an so im Blut des Eingeborenen, daß ihm wohl nicht bewußt ist, wie tief er sich erniedrigt, wenn durch sein zugleich frech und freundliches, unablässiges Heranmachen an den Fremden, dieser gezwungen wird, brutal zu werden.

Alles krümmt sich unter der Macht des Geldes. Keine jener feierlichen Gestalten, die so viel aristokratisches Gepräge zur Schau tragen, vermag darüber hinweg zu täuschen, auch nicht das würdevolle Auftreten des einfachen Mannes aus dem Volke, das uns ein Stück uralter Lebenskultur vergegenwärtigt.

Den fremden Herrenmenschen, den Herrn Baron, oder Herrn Graf, wie jeder gewöhnliche Sterbliche etwa von den in der Fremdenindustrie irgendwie tätigen Einheimischen tituliert wird, trifft aber auch ein Teil der Schuld. Die leidige Sitte, Geld auszuwerfen, muß zum Nachteil beider ausschlagen: sie hilft dem bessern Menschen im Eingeborenen nicht auf die Beine, nährt nur seine niedern Triebe, nicht zuletzt den Haß gegen die „Ungläubigen“ und den Trieb zur Empörung gegen die Herrschaft der weißen Rasse. Je üppiger sich die Kennzeichen fremder Macht in Ägypten breit machen, desto bitterer wird im Islam die Erinnerung an seine verlorene Größe und frühere Unabhängigkeit aufsteigen bis eines Tages — trotz der großartigen Leistungen Englands für das Wohl und Gedeihen des Niltandes, trotz seiner gelinden Herrschaft, die niemand bedrückt, von der man äußerlich überhaupt nichts merkt — die Reaktion aufflammt, und die afrikanischen Völker vereinigt in den Kampf für ihre Unabhängigkeit und Selbstregierung ziehen. Bis dahin wird aber noch viel des Alle beglückender, schöpferischen Erdeneschlammes, dem wir das Entstehen der ältesten Menschengeschichte verdanken, den Nil hinunterfließen, denn leichter lassen sich Hund und Katze zusammenspannen als Nubier und Araber.



Blick vom Selskopf von Abu-Simbel in die Wüste mit ihren Dünenzügen, Sandtälern, Sandbergen und Gesteinsmassen.

Derr.

In der Frühe des folgenden Tages ging es weiter durch den wilden Engpaß von Kasr Ibrahim nach Derr, der stattlichsten Ortschaft Nubiens, Kreisstadt von über 3000 Einwohnern, mit üppiger Vegetation. Am Ufer das Regierungs-

gebäude, etwas landeinwärts das große, aus Ziegeln erbaute Schloß des „Käschif“, eines der frühern selbständigen Beherrschter Nubiens.

Wie zu Abu-Simbel, Gersif Hussien und es-Sebua versah Ramses II. auch hier die großen ägyptischen Landesgötter mit einem Heiligtum, einem Felsentempel, der aber nur zum Teil erhalten ist. Pylon und Hof fehlen, die Pfeiler der Halle sind nur teilweise erhalten, von den Wänden stehen nur noch die untern Teile, und die Götterstatuen an der Rückwand des Allerheiligsten sind größtenteils weggeschlagen. Das Gefühl der Vergänglichkeit alles Irdischen tritt hier, wo fast alles in Schutt und Staub liegt, um so ergreifender an den Menschen heran, als sich dicht neben der Tempelruine der Friedhof von Derr ausbreitet. Die Erdgräber sind zum Schmuck mit hellfarbigen Kieseln bestreut und an ihrem Kopfe stehen ein Wasserbecken und andere Gefäße, um dem Toten mitzugeben oder am Totensfesttage darin niederzulegen, was man zum Leben braucht. Es ist die Vorstellung der alten Ägypter vom Leben nach dem Tode, die hier in einfacher, aber eindrucksvollere Weise fortlebt als in manch' großartiger, von leeren Schmeicheleien strotzender Ruhestätte ruhmstüchtiger Fürsten und Könige. Oh man in der Friedhofstille daran denkt, tritt mit großem Lärm das Leben wieder in seine Rechte. Es ruft zum Schiff, ruft zum Tanz, den die Schiffsmannschaft zu unserm und zum Ergötzen der uns bis zum Ufer folgenden bunten Menschenmenge nach alter Sitte vor der Abfahrt auf dem Bug des Dampfers zum Besten gibt.

Kaläbsche.

Noch umgaukelt uns wie ein schöner Traum die Erinnerung an die im Abendsonnenschein unter schlanken Dattelpalmen und breitästigen Sykomoren lieblich daliegende Ortschaft Derr, noch weilen wir in Gedanken bei den zahlreich am Ufer versammelten, freundlich Abschied winkenden eingeborenen Damen und Herren, und schon grinsen uns die kahlen Fassaden der neuen Häuser von Kaläbsche an, das wir mit unserm schwimmenden Hotel in einer Nachtfahrt voll süßer Ruhe am frühen Morgen des 20. März erreichen. Weiße Teller, das Zeichen, daß der Mann als Kellner oder in ähnlicher Stellung auswärts beschäftigt ist, sind der einzige Schmuck der Häuser dieses Dorfes. Ein schwacher Trost für den Verlust des typischen alten, von Nahrung und Schatten spendenden Dattelpalmen umrauschten Fellachennestes, das drunten im Stauwasser begraben liegt.



Kaläbsche.

Einfahrt in den untern, großen, mit beschädigten Fundamenten tief im Wasser stehenden Tempel. In der Mitte der Warte unser Dragoman.

Von den 2 Tempeln, zu deren Besuch wir in Kaläbsche landeten, ist der obere, am Uferhang stehende Felsentempel Bet el Wäli, Haus des Wäli, von Ramses II. erbaut worden. Er besteht jetzt aus einer Vorhalle, aus dem im Felsen an-

gelegten, von zwei protodorischen Säulen getragenen Quersaal und dem Allerheiligsten mit drei nicht mehr kenntlichen Götterstatuen. Im Innern dieses Tempels sind an den Seitenwänden sehr interessante Darstellungen aus den Kriegszügen gegen die Neger, Syrer und Libyer, von denen der König allerlei Tributgegenstände erhält, nachdem er fürchterlich gegen sie gewütet hat, wenigstens nach den symbolischen Darstellungen über die Größe der Siege, dadurch angedeutet, daß er auf zwei Feinden steht und drei andere (Syrer) beim Schopfe hält, oder auf dem Streitwagen gegen die Syrer sprengt, zwei erschlägt, zwei andere an die Wagenbeischel gebunden mit sich führt, etc. Man sieht hier, daß die Kampfeslust zu einer Herrschertugend geworden ist. „Seine Majestät, der gute Gott, jauchzt beim Beginn des Kampfes, er ist froh, wenn man sich gegen ihn auflehnt, sein Herz ist zufrieden, wenn er Blut sieht. Er schneidet den Empörern die Köpfe ab und hat eine Stunde des Kampfes lieber als einen Tag des Jauchzens“.

Etwas Abwechslung in den eintönigen, in zahllosen Auflagen geschilderten Vorgang der Enthauptung von Feinden bringt auf einem folgenden Bild der Hund des Pharao, der sich als treuer Diener seines Herrn, trotz dessen Gier nach Selbstruhm, in das Regierungsgeschäft einmischte, und den Libyer von hinten anpackt, während ihn der Pharao mit kaltem Amtsgesicht in gewohnter Weise erledigt.

Der untere große Tempel von Kaläbsche ist an Stelle eines ältern, von Amenophis II. und einem Ptolemäer errichteten Heiligtums unter Augustus erbaut, aber nie vollständig ausgeschmückt worden. Er scheint hauptsächlich dem nubischen Gotte Mandulis geweiht gewesen zu sein. Nach Einführung des Christentums wurde der Tempel in eine Kirche umgewandelt. Durch den Pylon, das Hauptportal des Tempelbezirkes, kommt man in den großen Vorhof, wo man auf 3 Seiten von Kolonnaden umgeben war, von denen auf der Nord- und Südseite noch je 4 Säulen mit reichem Blumenkapital stehen. Eine zweite Pforte, getragen von 12 reich mit Palmenzweigen und Akantusblättern gezierten Säulen, führt in einen großen Saal mit Darstellungen verschiedener Lokalgötter. Es folgen drei kleinere Säle mit in den Farben und auch sonst noch gut erhaltenen Reliefs, den Kaiser vor den Göttern von Talmis und andern Gottheiten zeigend. In diese Säle konnten wir jedoch nicht eindringen mit den Barken, die wir benötigten, um den wegen der Nilstauung zur Hälfte unter Wasser stehenden Tempelbezirk zu bereisen. Aus diesem Grund machten wir kehrt und gondelten unter dem eintönig-schweren Gesang unserer schwarzen Ruderer hinaus aus den heiligen Hallen, tief ergriffen von dem unvergeßlich düsteren Eindruck, den das tragische Schicksal des herrlichen Tempels auf uns machte.

Zum Glück durften wir mit Vertrauen auf unsern Reiseleiter blicken, sonst hätte sich zu dem düstern Eindruck leicht etwas wie Furcht vor dem Erscheinen von Barken aus der Pharaonenzeit gesellen können. Eine Kollision mit Barken jener Ägypter, denen neben ihrem Sarg gestellte Schiffe mit Ruderern das Reisen auch nach dem Tode ermöglichen sollten, brauchten wir jedoch umsoweniger zu befürchten, als unser Führer schon durch sein Äußeres, insbesondere aber durch seinen pharaonenmäßigen Kinnbart den Geistern der Ägypter gewiß Respekt eingeflößt und sie in den Bann jener Zeit gezogen hätte, wo man dieser Gierde so große Verehrung entgegen brachte, daß ihr Abbild in Form von langen, künstlichen, am Kinn befestigten Spitzbärten bei den höchsten Herrschaften Mode wurde.

Der traurige Eindruck, den dieser Tempel mitten im Wasser, wo er dem sichern Untergang geweiht ist, auf uns machte, sollte jedoch nur das Präludium sein zum Schauspiel, das uns in Philae bevorstand, dessen herrliche Tempelbauten, früher das Entzücken der Nillandsfahrer, fast das ganze Jahr vom Stauwasser überschwemmt sind.

Philae.

Am Nachmittag des 20. März hat unser Schiff *Shellal*, die obere Station von Assuan, den Ausgangspunkt unserer Nilfahrt erreicht. Wir gehen jedoch nicht an Land, sondern lassen uns auf Barken auf die Insel Philae, zur einstigen



Philae.

I. und II. Pylon, dahinter der Fiestempel, rechts der sogenannte Kiosk, die schönste Strophe im Schönheitslied von Philae. Links einsam im Wasser eine Palme.

Perle von Aegypten führen. Es ist Sonntag. Festlich gestimmt gleiten wir über die heiligen Wasser des Nils. Langsam, wie weiland die frommen Pilgerscharen, nahn wir uns den stillen Gotteshäusern, die der göttlichen Dreieit Isis, Osiris und Horus, vor allem aber der großen Göttin Isis, der Herrin des Himmels geweiht waren. Von ihren Mauern widerhallt, wie ein Echo aus anderer Zeit, der aus heisern Rehlen stammende, melancholische Gesang, mit dem die schwarzen Ruderer ihre Arbeit begleiten. Wer weiß, wie bald von dort-her kein Widerhall mehr ertönen wird, wie bald der zürnende Nil und seine bösen Geister, insbesondere die sich in das Mauerwerk einbohrenden und den Kalk auflösenden kleinen Bohrmuscheln, das Zerstückungswerk an den herrlichen Säulen und Hallen vollbracht haben werden. Noch ragen die Tempelbauten in so stolzer, scharfumrissener, wenn auch einsamer Größe aus dem öden Stausee in den immerblauen, unerforschlichen Himmel, und dieser schaut so regungslos und trocken lächelnd hernieder auf die in vollendeter Harmonie vom griechisch-römischen Altertum geschaffenen Bauten, als ob letztere noch eben so fest dastünden wie zur Zeit, da sie der Himmelkönigin geweiht wurden. Und doch muß es der Himmel wissen, daß sie in ihren Fundamenten erbeben, daß sich von dort-her aus den Fluten ein Gemurmel zu ihm erhebt, das immer vernehmlicher einem letzten Gruß gleicht, einem zum Himmel schreienden « morituri te salutant ».

Philae ist ebenso reizend gelegen als interessant durch seine Monumente. Hier gingen bis zur Ueberschwemmung der weiten Tempelanlagen und des üppigen Pflanzenwuchses durch die Fluten des gestauten Nils Kunst und Natur mit einer Anmut Hand in Hand wie sonst nirgends in Aegyten. Doch das war einmal. Jetzt, zur Zeit unseres Besuches, erheben sich nur noch die obere Teile der Bauten mit ihren Säulen und Kapitellen, ihren Gesimsen und Friesen über den öden Wasserpiegel. Von den Palmen steht nur noch eine bis auf halbe Stammeshöhe einsam im Wasser und auch diese läßt, wie zur Klage über das sterbende Philae, ihren sonst so stolzen Wipfel tief herunterhängen. Fast so tief wie die uns bis auf den besteigbaren Pylon nachschleichenden, hausierenden Eingeborenen ihre Köpfe, als wir ihnen durch grimmige Abwehr zu merken geben, daß hier denn doch nicht der Ort sei zu lärmendem Handeln und Feilschen.

(Schluß folgt.)

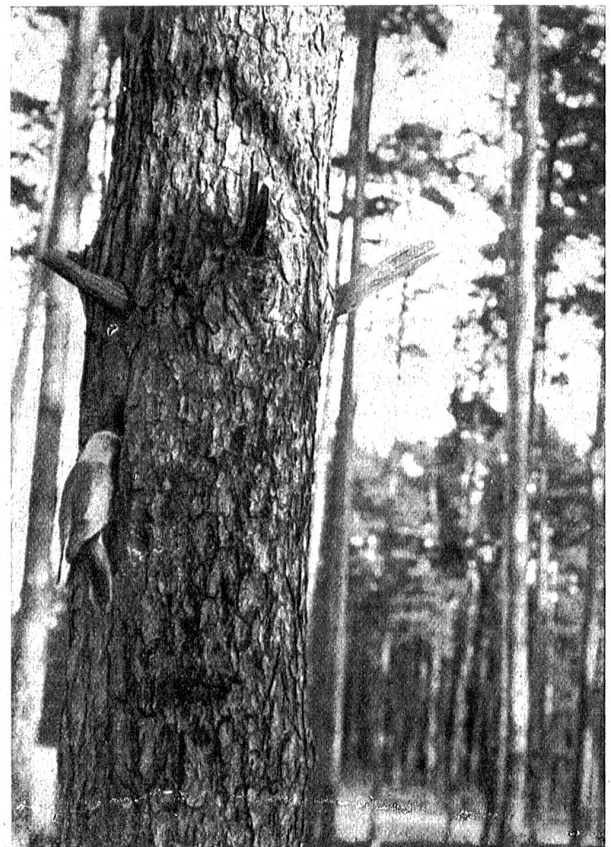
Die Blauracke.

Warmer Sonnenschein liegt auf der Landschaft. Grün dehnt sich die weite Ebene vor uns aus. Vögel jubeln vom blauen Himmel herab. Aus der Ferne grüßt uns das erste Laub des Waldes im jugendlichen Grün. Kirschbäume leuchten in ihrer weißen Blütenpracht. Auf den Höhen des den Horizont begrenzenden Juras liegt aber noch winterlicher Schnee.

Plötzlich blitzt es blau auf vor dem Wanderer. Wohl schaudeln bunte Schmetterlinge durch die Lüfte, aber ein solcher war es nicht. Das Ding war viel, viel zu groß. Vom Pfahl hat sich das Wesen auf den Boden begeben, zwischen den blühenden Löwenzahn. Nun leuchtet es wieder auf, und ein ziemlich großer Vogel fliegt auf den nächsten Baum. In reinem Blau strahlen Kopf und Unterseite, schön ultramarin leuchtet der Bug der Flügel, ein warmes Hellbraun deckt den Rücken. Dieser Anblick entzückt den Beschauer. Was ist das für ein Seltling, wie heißt dieser Frühlingsbote? Es ist die Blauracke. Ja selten, sehr selten ist sie bei uns geworden. War dies aber eine Notwendigkeit?

Ein Vogel von tropischer Pracht ist die Blauracke oder Mandelkrähe. Und ihre ganze Verwandtschaft findet sich tatsächlich auch in heißen Erdteilen. Am schönsten wirkt der häßergroße Vogel, wenn er im Fluge durch die grüne Landschaft dahineilt, wobei die Unterseite der Flügel, die an lebhafter Färbung gegenüber der Oberseite nicht zurücksteht, schön zur Geltung kommt. Der ganze Vogel erscheint dann als ein schimmerndes Blau.

Der große Vogelfundige Naumann schrieb von der Blauracke: „Schon in der Ferne zeichnet sich dieser Vogel durch seine prächtigen Farben, aber auch durch ein außerordentlich scheues Wesen von vielen anderen aus, immer ist er unstet und flüchtig, von Baum zu Baum. Sonnenschein ist ihm sehr angenehm, bei Regenwetter ist er dagegen still und traurig. Sein Flug ist schnell, ungemein leicht und



Blauracke an ihrer Nisthöhle die Jungen fütternd.